

Jugendgewalt – auch in unserer heilen Welt

Gewalt unter Jugendlichen ist ein brennendes Thema, auch auf dem Land. Im Fricktal hat man reagiert. Am Beispiel des Schulsozialdienstes von Möhlin und des Rheinfelder Jugendzentrums werden zwei Institutionen vorgestellt, die bei Problemen helfen können.

RENATE LEUBIN
PARZIVAL MEISTER

Die Pausenglocke ertönt. ABC-Schützen, aber auch grössere Schülerinnen und Schüler strömen auf den Pausenplatz. In einer Ecke, die nicht im unmittelbaren Sichtfeld der Pausenaufsicht ist, herrscht Aufregung. Offensichtlich ist zwischen zwei Schülern ein Streit ausgebrochen. Ein Wort gibt das andere. Man spürt es, bald werden auch die Fäuste sprechen. Eine Situation, wie sie jeden Tag auf unseren Schulhöfen vorkommt. Wie gehen Schüler, Lehrerschaft und Eltern mit dieser Tatsache um?

Möhlin: Junge Sozialarbeit

In Möhlin ist seit Januar 2001 der Schulsozialdienst Anlaufstelle bei Konflikten jeglicher Art. Die Sozialarbeiterin und ihr Berufskollege teilen sich ein 70%-Pensum. Sie sind in jedem Schulhaus mindestens einen halben Tag pro Woche vor Ort, führen aber auch Gespräche in ihrem Büro. Bei Notfällen müssen sie ständig erreichbar sein. Konflikte entstehen nicht nur zwischen zwei Parteien. «Bei der Suche nach einer Lösung wird immer das ganze Umfeld der Betroffenen miteinbezogen. Probleme entstehen häufig im Elternhaus und werden danach in die Schule hineingebracht», stellt Cornelia Abt vom Schulsozialdienst fest.

Aus diesem Grund werden vielfach andere soziale Einrichtungen wie der Jugendpsychologische Dienst des Bezirkes, der Verein «Jugendarbeit Möhlin» oder der Sozialdienst der Gemeinde beigezogen. Betrifft der Konflikt eine ganze Gruppe, so wird mittels Mediation (Vermittlungsprozess) versucht, eine Entspannung der Situation zu erreichen.

Wünschenswert und in Abklärung seien auch Projektstage zum Thema Gewalt, die gegebenenfalls mit Workshops ergänzt würden, meint Cornelia Abt weiter. Nebst der Zusammenarbeit innerhalb der Gemeinde und des Bezirkes trägt ein regelmässiger Erfahrungsaustausch mit regionalen und kantonalen Stellen ebenfalls zur besseren Bewältigung des Alltags im Schulsozialdienst bei.

Gute Projekte zu Gewaltprävention und konstruktiver Konfliktlösung existieren viele. Doch stossen die sozialen Institutionen immer wieder an die Grenzen ihrer finanziellen Möglichkeiten.

Rheinfelden: Beschäftigung heisst hier das Zauberwort

Das Rheinfelder Jugendzentrum RJZ ist in der Kleinstadt Treffpunkt der Jugend. Marcel Arnold absolviert eine Soziallehre beim Verein Schjkk, Rheinfelden. Seit seinem 13. Lebensjahr verbringt der nun 25-Jährige seine Zeit im Jugend-

zentrum. Der frühere Konsument ist zum «Anbieter» geworden. Er sieht tatsächlich Unterschiede zu seiner Jugendzeit im RJZ: «Die Hemmschwelle ist tiefer, Konflikte werden häufiger mit der Faust gelöst, ohne gross über die Konsequenzen nachzudenken.»

Marcel Arnold und Leiter Giovanni Vigorito bieten eine Anlaufstelle für die Jugend. «Wir haben ein offenes Ohr für jeden, auch wenn dessen Problem unsere Kompetenzen überschreitet», erklärt Marcel Arnold, «in solchen Fällen wird gemeinsam mit dem Jugendlichen die richtige Hilfe gesucht.» Dem RJZ ist es vor allem wichtig, Jugendlichen eine Beschäftigung zu bieten, sie «von der Strasse zu holen». Neben «Töggeln», Tischtennis oder Brettspielen werden mit Jugendlichen Projekte erarbeitet. Projekte wie zum Beispiel ein Basketballturnier oder einen Discoabend organisieren, wobei die Ideen nicht von «Erwachsenen» stammen. «Die Jugendlichen geben den Input und wir betreuen sie bei der Organisation und Durchführung», betont Marcel Arnold. Es gilt hier, die Jugendlichen etwas auf die Beine stellen zu lassen, damit sie nicht auf «dumme Gedanken» kommen. Marcel Arnold ist realistisch und meint, es sei nicht möglich, Gewalt ganz wegzubringen aber ohne Jugendzentrum sei es sicher schlimmer.

Mit dem Mund statt in die Fresse

Zwei der bekanntesten Modelle zur Gewaltprävention stammen aus den USA. Sie begegnen dem Problem Jugendgewalt auf ganz unterschiedliche Weise, haben aber beide zum Ziel, es möglichst radikal zu lösen.

Peacemaker

Peacemaker (kurz PM) bedeutet Friedensstifter. Es handelt sich um ein systematisches Workshop-Modell. Die Ausbildung zum PM dauert normalerweise zwei Tage. Gearbeitet wird mit Schülern, Lehrkräften und Fachpersonal wie z.B. Ron Halbright, dem Chefausbilder. Rollenspiele und vor allem Diskussionen gehören zur Ausbildung. Die Aufgabe der Peacemaker ist, ohne Gewalt Streit zu verhindern oder zu beenden und mit Aggressivität oder Provokation umzugehen. Aber es gibt auch Situationen, die von PM nicht mehr bewältigt werden können. Man muss genauso seine eigenen Grenzen kennen und den Mut haben, einen Lehrer zu Hilfe zu holen. Das Programm betrachtet Gewalt als etwas Normales und Alltägliches, worüber es möglich sein sollte, zu sprechen und wovon alle lernen können. Meist werden eine Schülerin und ein Schüler pro Klasse zu PM ausgebildet. «Die Idee ist, dass man Schüler befähigt, Konflikte selber zu lösen, denn sie sprechen dieselbe Sprache wie die Streitenden» erklärt Urs Urech, Mitarbeiter von NCBI Schweiz (Interview auf dieser Seite). Das National Coalition Building Institute ist eine international tätige Organisation, von welcher dieses, ursprünglich aus den USA stammende,



Beratungsstellen und Peacemaker-Projekte sollen dafür sorgen, dass sich die Spirale der Gewalt nicht weiter dreht

Das RJZ: Ein Ort, wo man sich frei bewegen kann und es trotzdem kleine Regeln zu beachten gilt. So heisst es im gerahmten Regelsatz des Rheinfelder Jugendzentrums: «Halt vor Gewalt, Drogen und dem Alk!»

Informationen zu den einzelnen Beratungsstellen sind in jedem Schulhaus frei erhältlich.

Ausbildung zum Friedensstifter

Seit 1995 ist die internationale Organisation NCBI (National Coalition Building Institute) in der Schweiz aktiv. Sie setzt sich für Gewaltprävention, konstruktive Konfliktlösung sowie den Abbau von Vorurteilen und Rassismus ein.

Wir sprachen mit Urs Urech. Er ist Leiter der NCBI-Sektion im Kanton Aargau und betreut die Schulen in der Region.

Urs Urech, wie sieht der Kursinhalt eines Peacemaker-Workshops aus?

Aus jeder Klasse werden zwei Friedensstifter ausgesucht. Sie werden von ihren Mitschülern gewählt, auf Grund ihrer besonderen Fähigkeiten einen positiven Einfluss auf ihr Umfeld zu haben. Dazu kommt eine Lehrperson pro Schule, die für die Workshops die gesamte Koordination und die Betreuung übernimmt. Wir führen dann mit den Gruppen verschiedene Rollenspiele durch, die ihnen zeigen, wie sie als Mediator, eben Friedensstifter, in realen Konfliktsituation auf dem Pausenplatz oder ausserhalb der Schule intervenieren können.

Wie lange dauert ein solches Projekt?

Schulen, die sich erstmals daran beteiligen, führen die Workshops während der so genannten Projektwoche ein. Danach werden die Workshops laufend weitergeführt. Die meisten Schulen nehmen schon seit Jahren am Programm teil, und führen das Konzept mit Unterstützung des NCBI selbstständig weiter. Einmal im Monat treffen sich die Betreuer der Schule mit den Friedensstiftern und den zuständigen Lehrern und berichten über ihre Unternehmungen.

Kann man feststellen, dass an solchen Schulen weniger Aggressivität herrscht?

Ja, bestimmt. Es fördert das Bewusstsein bei den Schülern, aktiv etwas unternehmen zu müssen, um zum Frieden beizutragen. Es ist aber auch ein zusätzliches Hilfsmittel für die Lehrkräfte.

KOMMENTAR

Freiräume und Grenzen

Ob die heutige Jugend tatsächlich gewalttätiger geworden ist und vorangegangene Generationen diesbezüglich in trauriger Weise übertrifft, ist unklar. Sicher aber hat sich die Wahrnehmung in der Gesellschaft verändert. Und diese Vorstellungen sind massgebend, wenn es darum geht, wie wir mit Gewalt auf Schulhöfen, Fussballplätzen oder in Diskotheken umgehen wollen.

Wie viele Beispiele, auch in der Schweiz, zeigen, sind mehrere Lösungsansätze möglich. Auf jeden Fall sind aber vermittelnde Methoden den aggressiveren vorzuziehen. Man kann Gewalt zwar mit Gewalt bekämpfen, riskiert damit aber, erneut Gewalt auszulösen. Das, wogegen man gekämpft hat, wird zum eigenen Mittel und kann in eine ausweglose Situation führen.

Eine zentrale Rolle in der Konfliktbekämpfung spielt vielmehr die Zusammenarbeit zwischen den betroffenen Parteien, also Jugendlichen, Schulen, Eltern, Behörden. Es geht einerseits darum, den Jugendlichen ausreichend Bewegungs- und Freiräume zu verschaffen. Andererseits müssen diesen neuen Möglichkeiten sinnvolle Grenzen gesetzt werden.

Patrick Furrer & Monika Engler

Wie reagieren die Schüler auf das Programm?

Bis jetzt haben wir nie ein schlechtes Feedback bekommen.

Sind die Schulen bereit, weiter und mehr in solche Präventions-Workshops zu investieren?

Das Interesse daran wird immer grösser. Unterdessen zählen schon über 30 Schulen in der ganzen Schweiz zu unseren Partnern.

Wie viele Leute sind in der Schweiz bei NCBI beschäftigt und wie ist die Organisation strukturiert?

Die NCBI ist ein privater Verein. Es gibt in der Schweiz verschiedene Sektionen die nach Region aufgeteilt sind. Es arbeiten aktuell drei Personen hauptberuflich für den Verein und etwa 60 auf ehrenamtlicher Basis.

Wie wird die Organisation finanziert?

Die Peacemaker-Workshops werden von den Schulen selber getragen. Andere Aktivitäten wie «Solidaritätsnetz gegen Rechtsextremismus» oder «Partnerschaft für Integration» werden teilweise auch von öffentlichen Institutionen und vom Bund unterstützt.

Wie sind Sie selbst zu dieser Organisation gestossen?

Ich habe 1996 bei NCBI meinen Zivildienst absolviert und mich danach immer mehr für die Organisation interessiert.

Interview: Rachel Guenat

Boot-Camps

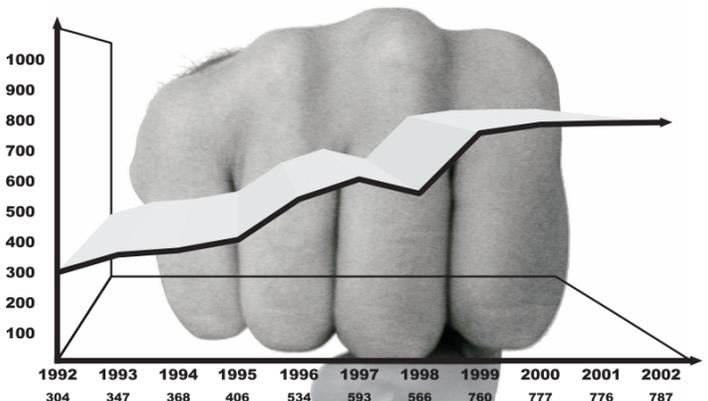
In den USA schicken viele Eltern ihre schwer erziehbaren oder gewalttätigen Kinder in sogenannte «Boot-Camps». Diese umstrittenen Erziehungslager orientieren sich an militärischen Ausbildungsstätten. Es gibt davon mehrere hundert in den Staaten. Drill, Demütigung, aber auch Redeverbot, Isolationshaft oder Fussketten sind alltäglich. Die Insassen werden bis auf die Knochen gefordert. So soll es seit 1980 in elf Staaten zu mindestens 30 Todesfällen gekommen sein. «Zudem kosten Boot-Camps eine ganze Menge und bringen absolut nichts!», so der deutsch-niedersächsische Justizminister Christian Pfeiffer. Es gibt Studien, die beweisen, dass Leute, die solche Camps besuchen mussten, öfter rückfällig werden als beispielsweise Insassen von Gefängnissen. Warum aber schicken Eltern ihre Kinder in solche Lager? Befürworter dieser Methode sprechen von Teen Help Programmen, also Programmen, die auf lange Sicht den Jugendlichen selbst zugute kommen sollen. Oft gibt ein Vertrag den Instruktoren freie Hand für die «Umerziehung» der Teenager. Es gibt Eltern, die diese Art von Erziehung für die beste halten. Es überrascht daher wenig, dass sich das grösste Boot-Camp im erzkonservativen Florida befindet.

Mehr Infos auf www.kci.org

Patrick Furrer

Von Minderjährigen verübte Körperverletzungen

(Polizeiliche Kriminalstatistik)



Grafik: Oliver Studer

Verrohte Jugend?

Der starke Anstieg der registrierten Gewaltdelikte scheint eindeutig auf eine zunehmende Verrohung unserer Jugend hinzuweisen. Verschiedene Stimmen warnen indessen vor voreiligen Schlüssen.

Heute werden weniger als 10 Prozent der minderjährigen Straftäter wegen Leib- und Lebensdelikten (häufig Tötlichkeiten oder einfache Körperverletzungen) verurteilt. Weit bedeutsamer mit je rund 40 Prozent sind dagegen Vermögensdelikte (meist Diebstahl) und Betäubungsmitteldelikte (in der Mehrzahl der Fälle Drogenkonsum). Soweit die Angaben vom Bundesamt für Statistik in seinen jährlich veröffentlichten Erhebungen der Jugendstrafurteile. Die in kurzen Abständen in Bern, in Frauenfeld und in der Romandie von Jugendlichen begangene

nen Gewalttaten haben die öffentliche Debatte jedoch wieder auf das Thema Jugendgewalt gelenkt.

Steigt die Gewaltbereitschaft in der jüngsten Bevölkerungsschicht? Hat sie mittlerweile gar untragbare Ausmass angenommen?

Nicht von der Hand zu weisen ist, dass trotz relativ tiefem Niveau die Gewaltverbrechen in den letzten Jahren zugenommen haben (vgl. Grafik). Wurden 1992 noch 304 Körperverletzungen verzeichnet, waren es zehn Jahre später 787, mehr als doppelt so viele. Dieser Anstieg ist in der Tat alarmierend, jedoch, wie von verschiedenen Seiten gefordert, auch zu relativieren: Statistisch gesehen beginnt ein Verbrechen nämlich erst dann zu existieren, wenn eine Anzeige vorliegt oder die Justizorgane von der Tat erfahren und – bei Officialdelikten – selber aktiv werden. Kriminalstatistiken hängen somit wesentlich von der Anzei-

gefreudigkeit in der Bevölkerung und der Aktivität der Polizei ab.

Vermutungen gehen dahin, dass Erwachsene jugendliche Delinquenz heute weniger tolerieren und ein wachsender Teil der Gesellschaft physische Gewalt radikal ablehnt. Gleichzeitig ist der Bürger ob der Präsenz der Jugendkriminalität in Medien und Politik für die Problematik sensibilisiert. So ist es gut vorstellbar, dass auch geringfügigere Misstaten, früher im privaten Rahmen geregelt, vermehrt bei der Polizei gemeldet werden. Trifft dies zu, dann hat die Jugendgewalt aber nicht zugenommen, sondern wird in der Öffentlichkeit heute anders definiert.

Monika Engler

Weiterführende Informationen: Bundesamt für Polizei: www.fedpol.ch Bundesamt für Statistik: www.statistik.admin.ch